

Kapitel 12/2 – Leipzig

Im Dezember reisten wir Skispringer und die Langläufer zum ersten Mal in die Außenstelle der DHfK nach Schneckenstein im Vogtland. Vorgesehen war eine mehrmonatige praktische Ausbildung in den Bereichen Lauf und Sprung, verbunden mit ausgewählten Seminaren.

Die Außenstelle war ein etwa dreißig Meter langes, dreistöckiges Gebäude mit Schlafräumen, Speiseraum mit Küche, Seminarräumen, zwei großen Gemeinschaftsbädern und Toiletten und einer Sauna. Dazu gehörten einige Schuppen, wo Material und Gebrauchsartikel gelagert waren. Einer davon war unser Skiraum. Darin verwaltete Skigott Heinz Erlbeck das Skimaterial. Wir waren auf Gedeih und Verderb auf seine Laune angewiesen, wenn es um eine vernünftige Ausrüstung ging. Da kam es schon mal vor, dass ich zum Beispiel nach dem Bruch meiner Langlauflatten ein Modell aus den Fünfigern erhielt mit der bissigen Bemerkung, dass der ehemalige Besitzer damit viele Wettkämpfe gewonnen hätte. Jedes Auflehnen war sinnlos.

Im Gelände der Außenstelle gab es jede Menge Langlaufstrecken, eine kleine Schanze mit einem K-Punkt (Konstruktions- oder Kritischer Punkt der Aufsprungbahn) von 25 Metern und einen kurzen Hang für das alpine Fahren. Schnee gab es zu dieser Zeit reichlich, den ganzen umliegenden Wald konnte man mit den Läufern durchpflügen, ohne sich Sorgen zu machen, auf Steine oder Gras zu laufen.

Die Schanze mussten wir Studenten natürlich selbst präparieren. Das heißt, der Anlauf musste gleichmäßig mit Schnee belegt, glattgetrampelt und zum Schluss von einem sicheren Skiläufer gespurt werden. Der Aufsprunghang wurde von überflüssigem Schnee befreit und ebenfalls glattgetrampelt. Eine Einheit Springen beinhaltete bis zu zehn Sprünge, wobei nicht die Sprünge selbst, sondern der Marsch nach oben das Anstrengendste war. Hatte man das geschafft, hieß die nächste Trainingseinheit nach einer kurzen Umziehpause Techniktraining Langlauf, also beispielsweise Doppelstockschub oder Gleiten oder Beschleunigen, Umtreten und so weiter. Als krönender Abschluss stand schließlich noch ein 5-Kilometer-Lauf im günstigsten oder ein 10-Kilometer-Lauf im ungünstigsten Fall auf dem Programm.

Damit war leider noch nicht Schluss, denn die Theorie der Sportarten waren das nächste Thema im Seminarraum, dazu noch Selbststudium bis zum Essen.

In den ersten vierzehn Tagen bis Weihnachten traute sich keiner von uns, aus dem Regime auszubrechen, brav taten wir, was von uns verlangt wurde.

Über Weihnachten war ich zu Hause und konnte seit langem mit den Eltern und meiner Schwester, ihrem Mann und den beiden Kindern (Ronny war mittlerweile 11, Peggy 5 Jahre alt) feiern. Ich war wie vor langer Zeit für die Vorbereitung der „Grünen Klöße“ zuständig, einer selbst hergestellten Klobmasse aus rohen und gekochten Kartoffeln, die ich anschließend in verschieden große Klöße formte und auch während der Garzeit im heißen Wasser beobachtete und darauf achtete, dass sie nicht auseinanderfielen.

Unter dem Tannenbaum, den Vater und ich ganz früh und unbeobachtet mit der Axt geschlagen und mit einem Schlitten aus dem Wald geholt hatten, erzählten wir uns Geschichten aus lustigen Büchern und sangen erzgebirgische Lieder zur Gitarre. Die Feiertage begingen wir mit vielen Abenteuern im Schnee, Rodeln und Skifahren in Buchholz und in Oberwiesenthal. Es war das schönste Weihnachten, das ich seit Kindertagen erleben durfte. Ich fühlte diese Tage sehr intensiv und hatte eine Ahnung, dass es so nie wieder sein würde.

Zurück in der weißen Schneckenstein-Wirklichkeit, beladen mit einigen Flaschen entspannender alkoholischer Flüssigkeiten, begann der Ausbildungsalltag mit einer Neuerung. Das Sprungtraining wurde von nun an verlegt auf die Anlagen der Vogtlandschanzen. Das waren zwei Anlagen in der Nähe von Mühlleithen nahe Klingenthal.

Den Weg dahin mussten wir auf Langlaufskiern, die zwölf Kilogramm schweren Sprungskier auf der Schulter, die Stiefel um den Hals auf einer ungespurten Strecke durch den Wald zurücklegen. An der Schanze angekommen, waren wir durchgeschwitzt und kaputt wie nach einem Wettkampf. Wir besahen uns die beiden Schanzen, eine mit einem K-Punkt von 50, eine von 70 Metern. Das war schon eine andere Nummer als die beiden Anlagen von Eilenburg und Schneckenstein.

Das Training begann wieder nach Erwärmungsübungen (nach dem Marsch!), mit einigen Abfahrten und dem Präparieren des Aufsprunghanges. Der erste Gang zum Turm hatte etwas Erhabenes, wieder einmal betrat ich absolutes Neuland. Noch nie stand ich auf einem so hohen Turm, von dem ich mit Skiern gleich runtersausen sollte. Der Blick nach unten verhieß nichts Gutes, sah ich doch nur den Schanzentisch, dann einen Buckel und erst ganz, ganz weit unten ein paar Männel, die sich die Beine vertraten. Sie sahen aus wie Spielzeugfiguren, die man in ein Schneefeld gestellt hatte.

Als Erster ging Knut in die Spur, für ihn war das nicht neu, er war Skispringer in seiner Jugend. Dann war Berthold dran, bei ihm bemerkte ich den gleichen Respekt, den auch ich spürte. Ich rief mir ins Gedächtnis, worauf ich achten sollte, trat in die Spur und ab gings mit hoher Geschwindigkeit zum Schanzentisch. Es war ein bisschen wie ein Traum, ich merkte, dass der Sprung weiter ging als jeder Sprung, den ich zuvor gemacht hatte, aber es lief alles im Unterbewusstsein ab, nicht real. Ich kam erst zu mir, als ich im Auslauf die Skier zum Stehen brachte. Feuertaufe bestanden, also wieder hoch und weiter springen. Zurück lief es sich wesentlich beschwingter, die Belastung mit den Sprungskiern auf der Schulter war kaum zu merken. Da es für die meisten von uns die erste große Schanze war, planten wir, endlich die Dorfkneipe von Schneckenstein, die „Schneckensteinklaus“, beim Wirt Rudi, von dem wir schon alles Mögliche gehört hatten, aufzusuchen.

Er begrüßte uns jeden persönlich, uns, die Neuen und gab erst mal für jeden einen Wodka aus. In der Kneipe saßen außer uns nur ein paar Stammgäste aus dem Dorf, die sich aber sichtlich freuten, Frischfleisch zu sehen. Der Abend wurde ziemlich feucht, die Runden gingen von uns zu den Stammgästen und dem Kneiper, dann wieder von denen zu uns und schließlich ermahnte uns Knut, nach Hause zu

gehen, da es kurz vor halb zehn war. Wir mussten bis zehn zurück im Gebäude sein, weil danach abgeschlossen wurde.

Die Wochenenden waren gut gefüllt mit Wettkämpfen in den Teildisziplinen Langlauf und Skispringen. Letztere war uns wesentlich angenehmer, weil sie nicht mit so vielen Anstrengungen verbunden waren. Langlauf hatte seinen Reiz bei schönem Wetter, wenn die traumhaften Landschaften des Westerzgebirges und des Vogtlandes an uns vorüberzogen. Leistungsmäßig konnten wir uns nicht mit den aktiven Läufern der Sportklubs messen, daher hatte die Platzierung eher untergeordnete Bedeutung, es gab einen kleinen Konkurrenzkampf unter uns.

Skisprungwettkämpfe waren wenige im Wettkampfkalender, aber die wenigen verursachten einige Aufregung bei mir, denn außer bei den kleinen Wettstreiten bei den Buchholzer Ortsmeisterschaften hatte ich bisher noch nie eine Startnummer als Skispringer umgehabt.

In Thüringen traf ich bei den DDR-Meisterschaften meinen alten Klassenkameraden Matthias aus Buchholz, der schon als Kind in der Sektion Skispringen als einer von wenigen aktiv war. Es entbrannte eine interne Auseinandersetzung zwischen uns beiden, wer wohl am Ende der besser Platzierte der Meisterschaften werden würde, für den vorderen Bereich waren wir beide nicht gut genug. Ich landete nach zwei Durchgängen einen Platz vor ihm, in der Gesamtwertung lagen wir beide auf mittleren dreißiger Plätzen. Na wenigstens der interne Wettstreit war gewonnen.

Es war bereits Mitte März, als wir zurück in Leipzig waren. Die Rennrodler unserer Seminargruppe waren einige Wochen in Oberhof zur praktischen Ausbildung gewesen, aber bei Weitem nicht so lang wie wir in Schneckenstein. Zudem erzählten sie uns von Semesterferien. Semesterferien? Davon hatte uns keiner was erzählt. Gerade in den beiden Ferienwochen im Februar hatten die meisten Wettkämpfe für uns stattgefunden.

Für die restlichen Studienjahre nahmen wir uns vor, auf Semesterferien zu pochen, was nur zum Teil gelang. Wir durften im Februar ab dem zweiten Studienjahr für zwei Wochen nach Leipzig zurück. Damit gelang es, die berühmten Faschingswochen zu erleben, die die meisten Leipziger Hochschulen feierten. Der Fasching der DHfK war legendär. So mussten diejenigen, die eine Karte für den Fasching ergattert hatten, am Einlass über einen Bock springen, wenn nötig, mit mehreren Versuchen, anschließend eine Leiter hinaufklettern, um schließlich durch eine Rutsche in den Festsaal zu gelangen. Aber auch in der BAHU (Bauhochschule) ging es hoch her, was ich später als Musiker erleben und mitgestalten durfte.

Los ging es im großen Hörsaal mit den Bütenreden der Organisatoren, einigen jungen Mitarbeitern und Studenten mit ausgewählten Teilnehmern, da die Plätze begrenzt waren. Die Originale der Professoren und andere Mitglieder der Hochschulverwaltung und des Lehrkörpers wurden durch den Kakao gezogen, unser Politprofessor Erler war wie geschaffen dafür. An drei Folgetagen gings in den Abendstunden zunächst im Altbau, später in der Mensa rund. Auf allen Ebenen spielten Bands, provisorische Bars an jeder Ecke und Massen von originell

kostümierten Studenten aller Fachrichtungen und Hochschulen von Leipzig. Wir waren endgültig im studentischen Leben angekommen.

Bereits im Frühjahr begannen die Proben mit der DHfK-Club-Band. Es waren alle außer mir Studenten des zweiten Studienjahres. Anton, ein großer Mensch aus der Ruderfraktion spielte die Rhythmusgitarre, Thomas die Leadgitarre, Sebastian aus dem Fußballseminar die Bassgitarre und ich sollte der neue Schlagzeuger werden. Die Band spielte auf Instrumenten und einer Anlage, die die Hochschule stellte. Das Schlagzeug bestand aus einem einfachen Grundset, was ich nach und nach erweiterte, allen voran mit besseren Becken, die ich in einem Musikhaus in Karl-Marx-Stadt erstand, einem „Paiste“-Set. Das Repertoire bestand in wesentlichen Teilen aus bekannten Rocktiteln, die ich zum Teil schon bei „Rubin“ gespielt hatte, da allerdings als Bassist. Überrascht war ich über den Mut, die die Musiker aufbrachten, selten gespielte Titel der Rolling Stones und einiger Bands zu spielen, die recht unbekannt waren.

Ich steuerte einiges hinzu, bekam ich doch von einem meiner Mitstudenten regelmäßig Schallplatten zugespielt, die man der alternativen Szene zuordnen musste. Ich hatte keine Ahnung, wo er diese Platten auftrieb, aber er übergab mir stets für zwei Tage acht bis zehn Platten, die ich sofort vom Plattenspieler auf das Tonbandgerät überspielte. Unter anderem waren zwei Platten der Band „Wishbone Ash“ dabei, von der ich zwei Titel herauspickte und für die Band aufarbeitete. Es war harte Arbeit, die beiden Titel mit unserer Besetzung zu arrangieren, aber die Arbeit lohnte sich, das Ergebnis klang recht solide.

Mit einer Setlist von ungefähr dreißig Titel starteten wir mit Auftritten zunächst im Club. Bis zu den Sommersemesterferien brachten wir es auf fünf oder sechs Muggen und erweiterten regelmäßig unsere Setlist um ein, zwei Titel.

Sebastian kam aus Rauen, einem kleinen Nest in der Nähe von Fürstenwalde und war dort vereinsmäßig stark eingebunden, kannte also Hinz und Kunz aus allen Nestern der Umgebung. Er brachte aus den Ferien eine Reihe von Auftrittszusagen mit, alle von Klubhäusern seiner heimatlichen Umgebung. Es entstanden zwei große Probleme. Erstens reichte die Anzahl der Titel nicht aus, um einen fünfstündigen Gig ohne Wiederholung zu überstehen und zweitens hatten wir kein Fahrzeug, mit dem wir die Anlage hätten transportieren können.

Der Zufall wollte es, dass Thomas jemanden kannte, der wiederum jemanden kannte, der einen Wartburg besaß und das Fahrzeug für einen kleinen Obolus vermietete und der sogar einen Hänger hatte, auf dem wir alles verstauen konnten.

Im September ging es zu unseren ersten größeren Gigs in der neuen Formation. Bereits am Freitag hatte Sebastian in Rauen eine Mugge aufgerissen, am Samstag in Fürstenwalde und am Sonntag in Wendisch Rietz. Drei Auftritte in drei Tagen und alle recht gut bezahlt. Neben der Miete für Auto, Hänger und Sprit erspielten wir uns jeder rund einhundert Mark, im Verhältnis zu unserem „Monatslohn“ von achtzig Mark eine passable Summe. Für Übernachtungen hatte Sebastian in seinem Heimatdorf gesorgt, dafür mussten wir nichts bezahlen, das Frühstück war bei seinen

Eltern organisiert und am Abend bekamen wir paar Kleinigkeiten von den Organisatoren.

Der Erfolg wurde von Folgeaufträgen gekrönt. Bis zum Jahresende bekamen wir weitere drei Auftrittsfolgen, auch andere Veranstalter aus nahegelegenen Orten sprangen auf und verpflichteten uns. Es wurden unvergessliche Erlebnisse, bereits beim zweiten Gastspiel begleiteten uns einige Groupies von Spielort zu Spielort. Meistens hingen sie an den Lippen von Thomas, unserem Hauptsänger, der neben einem attraktiven Aussehen die nötige Strahlkraft besaß, um den Mädels zu imponieren. Sebastian war in der Gegend gut bekannt, hatte ebenfalls einige Damen um sich geschart, Anton und ich standen nur anfangs im Hintergrund.

Sebastian hatte unsere Unterkunft verraten, einige Groupies warteten bereits auf uns, als wir mit dem Gespann ankamen. Im Laufe der Zeit entwickelte sich für uns ein Stamm von Leuten, die uns entweder beim Transport und beim Aufbau halfen oder sich um die nächtliche Betreuung kümmerten. Das einzig Lästige bei diesem Auftrittsmarathon war die Rückfahrt an den Sonntagen. Meistens kamen wir nicht vor 24.00 Uhr vom Veranstaltungsort weg, fuhren an die drei, teilweise vier Stunden nach Leipzig, luden das ganze Zeug im Club aus, bevor wir nach Hause kamen. Da war an eine Teilnahme zur morgentlichen Vorlesung nicht zu denken. Auffallen sollte es auf keinen Fall, denn sonst hätten wir womöglich die Erlaubnis, auswärts zu spielen, verloren. Spätestens zum vormittäglichen Seminar waren wir alle wieder am Start.